

Die Welt ist Reich Gottes!

Ein *altes* Thema in *neuer* Sicht

Das von den Templern vertretene »Trachten nach dem Gottesreich auf Erden« wird – wie wir immer wieder beobachten können – auch andernorts als Zentralthema behandelt, so bei der neu gebildeten »Ökumenischen Initiative Reich Gottes – jetzt!«, deren Initiator Pfarrer Dr. Claus Petersen, Nürnberg, dazu Folgendes aussagt.

An das Reich Gottes glauben

»Die Welt ist Reich Gottes!« Wenn wir mit dieser Formulierung den zeitbedingten apokalyptischen Denkhorizont verlassen, in dem Jesus ganz selbstverständlich seine Botschaft fasste und formulierte, hieße das heute: Die Welt ist Reich Gottes – immer schon und für immer! Die Welt und Gott sind letztlich, eigentlich, im Grunde eins, gehören jedenfalls unwiderruflich zusammen. Gott erfahren, ja »sehen« wir, wenn wir uns selbst und unsere Mitwelt mit all unseren Sinnen wahrnehmen und das Göttliche darin zu erkennen vermögen. Das aber heißt: Religion vollzieht sich im »Diesseits« und in der Gegenwart. Sie ist »Ewigkeit«. Die Welt sehen wir also erst dann als das, was sie wirklich, im Grunde und im Letzten ist, wenn wir das Göttliche in ihr vermuten, entdecken und immer wieder finden wie einen uns bisher verborgen gebliebenen Schatz.

»Die Welt ist Reich Gottes!« Wir wagen dies so zu formulieren, obwohl uns die Welt oft eher als Hölle erscheint, nämlich als ein Ort furchtbaren Elends und entsetzlicher Unterdrückung, der Qualen von Mensch und Tier, von Folter und Mord und einem gigantischen militärischen und ökonomischen Gewaltpoten-

zial. Ja, als von der Reich-Gottes-Botschaft bewegte Menschen sehen wir all dies mit besonderer Schärfe und in geradezu überdeutlicher Klarheit. Keineswegs jedenfalls übersehen wir das Leid, die »Kreuze«, die nicht nur damals für Jesus und viele, viele andere errichtet worden sind, sondern bis heute die Bahn der Weltgeschichte säumen. Ganz im Gegenteil: Die Reich-Gottes-Botschaft Jesu, dass all dies nicht sein soll, nicht sein darf, sensibilisiert uns erst recht für alles, was dem Reich Gottes widerspricht, was der Welt, wie sie »eigentlich« ist und sein soll, ins Gesicht schlägt.

Und dennoch, ja umso mehr, behaupten wir und bleiben wir dabei: »Die Welt ist Reich Gottes!« Das Wunderbare, das Göttliche sind unübersehbar, ja überwiegend unserer Meinung nach trotz allem das Schreckliche ganz, ganz weit (auch wenn sich dies aus der Sicht der Opfer bestimmt anders darstellt und ganz anders wahrgenommen wird). Es ist – trotz allem und gegen all das Furchtbare – unübersehbar und erkennbar, was die Welt in Wirklichkeit ist. Darauf unser Augenmerk immer neu zu richten, gibt uns gerade den Mut zum Widerstand und zur Überwindung des Bösen.

Dem Reich Gottes gemäß leben

Wie leben wir denn dem Reich Gottes gemäß? Wie können unsere Lebensweise, unser Beruf, unser Alltag der religiösen Interpretation der Wirklichkeit gerecht werden, unserem Glauben, dass die Welt »sehr gut« (1. Mose 1,31), heilig, ja göttlich ist und wir selbst ein Teil dieser göttlichen Herrlichkeit sind?

Zunächst einmal geht es darum, sich selbst als einen Teil des Reiches Gottes wahrzunehmen. Wenn es gut ist mit der Welt, wenn es »stimmt« mit mir, dann werde ich gut und freundlich zu mir selber sein, werde mir selber sozusagen den Schmuck des Reiches Gottes anlegen, und das kann heißen: das Geschenk jedes Tages wahrzunehmen, es zu achten, mich daran zu freuen und mein Leben davon bestimmen zu lassen; das

Was wir uns wünschen

Alle Menschen, die sich von der Reich-Gottes-Botschaft Jesu angesprochen fühlen, die wie Jesus an die Wirklichkeit des Reiches Gottes glauben oder glauben möchten, sollten sich vernetzen. Wir rufen Sie auf: Nehmen Sie mit uns Kontakt auf, damit aus der noch kleinen Initiative eine Bewegung wird, die in der Gesellschaft und in unseren Kirchen Einfluss gewinnt, die Veränderungen anstößt und dabei »an die Wurzeln geht« – in beiderlei Wortsinn: Sie stellt vieles Bisherige »radikal« in Frage, relativiert es oder bringt es sogar ins Wanken, aber sie gründet, sie wurzelt in Jesus und seiner Botschaft. Sie repräsentiert das, was unsere Welt am nötigsten braucht, da-

kann heißen, mich bewusst zu ernähren, mir selbst Gutes angedeihen zu lassen (was Leid und Schmerz anderer Wesen ausschließen muss). Ich werde alles tun, um die Reich-Gottes-Idee in mir zu pflegen, zu stärken, lebendig zu erhalten (durch geistige Übung, durch Lektüre, Musik, Kunst usw.). Ich werde dafür sorgen, dass sich meine Seele immer wieder freuen kann über das Reich Gottes hier und jetzt (etwa durch die Zeit, die ich mir für das einmalige, einzigartige, unwiederbringliche »Jetzt« nehme).

Wer in allem nach dem Reich Gottes trachten will, ja einfach trachten muss, dessen ganzes Leben ist »Gottesdienst«, verstanden als eine Feier des Reiches Gottes und als ein unablässiger und unermüdlicher Einsatz für dieses Reich.

mit sie wird, was sie ist: die Erfahrung, dass unsere so sehr verwundete Welt in Wirklichkeit eine »Wunderwelt« ist, eben: Reich Gottes.

Aus einer Einführungsschrift der »Initiative Reich Gottes – jetzt!«, Sept. 2003

Inzwischen hat der Ältestenkreis der TGD die Idee einer »Vernetzung« der in gleichem Sinne Denkenden seinerseits aufgegriffen: Im letzten Jahr fand in unserem Gemeindehaus ein Treffen mit Vertretern der Nürnberger Initiative statt und im Juni beteiligte ich mich an einer Studientagung der Initiative zum Thema »Ohne Kreuz und Auferstehung an das Reich Gottes glauben«. Peter Lange

Geschichte als Heilsplan Gottes?

Im Juni fand wieder das alljährliche Wochenend-Seminar der TGD statt, diesmal unter der Thematik »Unser Leben – Schicksal oder göttliche Führung?« In einem Teilbereich unserer Gespräche befassten wir uns auch mit der Frage, ob in der Geschichte der ganzen Menschheit eine göttliche Führung zu erkennen sei. Nachstehend gibt die Seminarleiterin Dr. Brigitte Hoffmann ihre Gedanken dazu wieder.

Judentum und Christentum sind sehr viel enger als andere Religionen mit der Geschichte verflochten. Das hängt wohl damit zusammen, dass beide aus einer historischen Erfahrung gewachsen sind, die als Heilshandeln Gottes gedeutet wurde. Für das Judentum war diese Erfahrung der Exodus, die Befreiung von der ägyptischen Unterdrückung und das »Wunder« der Errettung vor der Übermacht der verfolgenden Ägypter. Es gibt keine historischen Beweise für ein solches Geschehen, aber etwas Außerordentliches muss geschehen sein, das im Volk den Glauben weckte, im besonderen Schutz eines – seines – Gottes und in einer besonderen Verpflichtung ihm gegenüber zu stehen. So wurde Geschichte zum Handeln Gottes an und mit seinem Volk. Mit den Verheißungen der Propheten im 6. Jahrhundert wurde daraus ein Heilshandeln Gottes – Gott würde seine Herrschaft und damit die Herrschaft seines Volkes aufrichten.

Die Christen übernahmen dieses Weltbild und intensivierten es. Denn für sie war das Heilshandeln Gottes wieder in einem historischen Geschehen konkret geworden und damit in den Mittelpunkt gerückt: im Auftreten Jesu und, als sich die Hoffnung auf eine Gottesherrschaft zu seinen Lebzeiten nicht erfüllte, in sei-

ner Auferstehung. Was immer wir uns darunter vorstellen – sie erlebten etwas, was sie als göttliches Wunder deuteten und als eine Legitimation ihres neuen Glaubens. Mit Jesus hatte die Gottesherrschaft begonnen, sie würde sich mit seiner baldigen Wiederkunft vollenden.

Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt; nicht für die Juden bei der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft oder beim Sieg der Makkabäer, nicht für die Christen der Frühzeit, als Paulus die Ehe- und Kinderlosigkeit als die beste Lebensform empfahl (nicht: vorschrieb), was ein baldiges Ende voraussetzt. In der offiziellen Lehre beider Religionen wurde diese Hoffnung auf eine unbestimmte Endzeit vertagt.

Aber zumindest in religiös aufgewühlten Zeiten flammte sie zumindest im Christentum immer wieder auf, konkret und, für einen Teil der Gläubigen, lebensbestimmend: zur Zeit der ersten Jahrtausendwende; in verschiedenen Sekten der Reformationszeit, als im Münster der Wiedertäufer die Gläubigen sich auf dem Marktplatz versammelten, um Christus entgegenzugehen; im Pietismus, als in Korntal Wagen bereitstanden, um die Kranken mitnehmen zu können, wenn man Christus entgegen ging – in diesen weiteren Zusammenhang gehören auch

die Templer. Wenn der erwartete Zeitpunkt verstrich, war die Hoffnung nicht widerlegt, man glaubte sich nur im Zeitpunkt geirrt zu haben. Doch allmählich trat dann die Naherwartung wieder in den Hintergrund.

Es blieb, bei vielen und zum Teil bis heute, der Glaube, dass Gott die Geschichte lenkt, und das Bestreben, geschichtliches Geschehen als direktes Handeln Gottes zu deuten, als göttliche Strafe oder göttlichen Auftrag.

Im Rückblick meinen wir zu sehen, dass alle diese Deutungen entweder definitiv falsch waren – alle Deutungen von Kriegen und sonstigen Krisen als Zeichen der nahenden Apokalypse – oder aber zumindest fragwürdig: dass jeder Fortschritt, den man als Zeichen der gottgewollten Höherentwicklung der Menschheit sah, zwar alte Probleme ganz oder teilweise löste, aber dafür neue hervorrief.

Ein Beispiel dafür ist unsere eigene Geschichte. Hoffmann und seine Anhänger sahen ihre Mission als göttlichen Auftrag und ihre Siedlungen als Keimzellen des Reiches Gottes. Schon Hoffmann selbst urteilte am Ende seines Lebens vorsichtiger: »Da wir nicht in die Ratschlüsse des Allmächtigen zu blicken vermögen ...« heißt es am Ende von »Occident und Orient«, wo er ein Scheitern in Betracht zieht und darauf vertraut, dass auch dann die Anstrengungen nicht vergeblich gewesen seien, weil sie »in der Richtung auf das, was Gott will, getan sind«.

Als eine Generation später deutlich war, dass trotz des äußeren Erfolges das

eigentliche Ziel nicht erreicht war und nicht erreicht werden würde, wurde zwar der Anspruch auf einen göttlichen Auftrag aufrechterhalten, aber als dessen Inhalt nicht mehr das Reich Gottes, sondern »die Hebung des Orients« gesehen.

Und in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts sagte mir ein Templer, er sehe den (gottgewollten) Sinn unserer ehemaligen Siedlungen in der Vorbereitung des Landes für den Staat Israel. Das war mit Sicherheit nur seine Privatmeinung. Aber auch so zeigt es, wie sehr unsere Auffassungen von Gottes Willen in der Geschichte sich wandeln.

Ich möchte noch ein Beispiel anführen. Als 1948 der Staat Israel gegründet wurde, sahen viele – auch ich – darin einen Akt göttlicher Gerechtigkeit: als Ausgleich für die Schoa die Erfüllung der Hoffnung auf einen eigenen Staat, in dem Juden frei und sicher leben könnten – dass das eine Gerechtigkeit auf Kosten Dritter war, kam nicht ins Blickfeld. Und wir glaubten, dass dieser aus der extremen Leidenserfahrung geborene Staat menschlicher, gerechter, »besser« sein würde, ein gottgewolltes Beispiel für andere.

Heute erscheint einem das weltfremd und naiv. Man hätte ja auch damals schon sehen können, dass es für diesen jungen Staat noch viel schwieriger war, menschlich und gerecht zu sein, als für alle anderen. Aber es zeigt einmal mehr, wie sehr unsere religiösen oder moralischen Urteile zu historischen Vorgängen abhängig sind von der Situation und von unserer vorgegebenen Einstellung.

Wir können den Sinn der Geschichte nicht erkennen. Nicht nur deshalb, weil jedes Ereignis und jede Entwicklung zu ganz anderen Ergebnissen führen kann, als wir erwarten oder wünschen. Vor allem aber deshalb nicht, weil wir keine gültigen Maßstäbe dafür haben. Die verbesserten Kommunikations- und Transportmittel bringen eine immer schnellere und umfassendere Veränderung der Welt – ist das gut oder böse? Wir wissen es nicht.

Erkennen können wir, dass die Geschichte der Menschheit, wie die Evolution überhaupt, ein fortwährender, dynamischer Prozess ist, der zu immer mehr Vielfalt und immer mehr Bewusstheit geführt hat und wohl auch weiter führen wird. Aber da wir selbst Teil dieses Prozesses sind, uns mit ihm verändern, können wir ihn nie »objektiv« erkennen. Im Nachhinein können wir einzelne Fäden des ungeheuer komplexen Geflechts von Ordnung und Chaos herausziehen und betrachten – schon die nächste Generation wird andere sehen. Und in die Zukunft hinein wird diese Entwicklung immer offen und unvorhersehbar sein – und damit lebendig und spannend.

Damit komme ich zu einem letzten Punkt. Die Gründer der Tempelgesellschaft haben an einen deutbaren und verwirklichtbaren Heilsplan Gottes geglaubt und damit an ein Ziel der Geschichte, an ein Reich Gottes, einen Zustand ewiger Harmonie. Aber das würde Stillstand bedeuten. Nicht umsonst fällt uns beim Versuch, uns das vorzustellen, das ewige Halleluja-Singen und die Langeweile ein. Wir können den Stillstand nicht denken – vielleicht könnten wir ihn auch nicht ertragen.

Ist dann der templerische Reich-Gottes-Gedanke ein Irrtum? Bei einer unserer vielen Diskussionen zu diesem Thema hat ein Templer gesagt: »Es bleibt der Glaube daran, dass Gott seine Schöpfung zu *einem guten Ziel* führt.« Dem habe ich damals zugestimmt. Heute würde ich es etwas anders ausdrücken: »dass Gott seine Schöpfung *einen guten Weg* führt«; ob zu einem Ziel und zu was für einem – das übersteigt unser Denkvermögen. Es bleibt das Grundvertrauen in die Entwicklung der Schöpfung, von der es im Schöpfungsbericht der Bibel heißt: »Und Gott sah an, was er gemacht hatte, und siehe, es war sehr gut.«

Auf dem Weg nach Mandalay (Teil 2)

Seine berufsbedingten zahlreichen Reisen in den Nahen Osten und nach Asien lösten beim Verfasser dieses Textes Gedanken über seinen Lebensweg im Allgemeinen aus. Er vergleicht diesen mit dem »Weg nach Mandalay«, wie es in einem bekannten Lied heißt. Der erste Teil der Betrachtung ist im Juni-Heft nachzulesen.

Bei meinem Besuch in Mandalay, musste ich morgens und abends, aus meinem luxuriösen Hotel kommend, auf dem

Weg zur Baustelle durch ein kleines Dorf ein Stück außerhalb der Stadt fahren. Kleine Holzhütten auf Stelzen, die Wän-

de aus Bambusstreifen geflochten, soweit ich sehen konnte meistens aus einem, höchstens zwei Räumen bestehend. Unter den Häusern lebte oft das Vieh: ein paar Schweine, Kühe, Hunde. Um die Hütten herum immer wieder westlicher Wohlstandsmüll: kaputte Autos und ähnliche Dinge. Tagsüber sah man die Bauern auf den Feldern oder am Straßenrand, oder einen Ochsenkarren, mit Gräsern oder Bambus beladen, wurde nach Hause gelenkt. Das Dorf war eingebettet in die lichten Anfänge eines Dschungels, der sich, etwas entfernt, die naheliegenden Berge hochzog.

Abends dann, nachdem die Sonne untergegangen war, die Kinder aus der Schule zurückkamen, sofern sie überhaupt dorthin gingen, begann das eigentliche Familien- und Dorfleben. Der einzige Fernseher des Ortes, in einer Gaststätte aufgestellt, war laut hörbar eingeschaltet, und das halbe Dorf saß davor. Ein paar wenige Leuchtstofflampen verbreiteten fahles Licht in der Dunkelheit. Einige nur wenige Quadratmeter große Verkaufsstände, voll mit bunter, oft westlicher Verkaufsware, meistens Süßigkeiten, beleuchtet mit einer einzigen Glühbirne oder auch einer Petroleumlampe, versuchten, Kunden anzulocken. Die Besitzerfamilie sah oder stand im und um diesen Verkaufsstand und aß zu Abend. Vielfältige Musik aus verschiedenen Richtungen tönte durchs Dorf, überall Kindergeschrei und Hundegebell. Etwas außerhalb konnte man, wie auch bei uns, verschiedene Grüppchen von junge Teenagern, Jungs und

Mädchen, sehen, die sich wahrscheinlich ein wenig der Beobachtung ihrer Eltern entziehen wollten, um sich auf ihre Weise etwas in ihrer Welt umzusehen oder selbst gesehen zu werden. Das Ganze gekrönt von einem unglaublichen Sternenhimmel.

So entstand für mich der kurze, flüchtige Eindruck einer heilen, in sich geschlossenen Welt, der sich vielleicht, bei näherem Hinsehen, ändern würde. Ich war nur ein zufälliger, kurzfristiger Beobachter. Einen Wimpernschlag lang nur hatte ich den Eindruck, in einer mir völlig fremden, unbekanntem Welt zu sein. Ich war mir bewusst, dass ich hier nur ein Eindringling war, ein Fremder in einer fremden Welt. Gedanken über den Sinn meines Hierseins durchzogen mich immer wieder und verlangten nach einer Antwort. Was tue ich hier mit all meinem Wissen und all meiner Technik? Ich komme aus einer anderen Welt, warum störe ich diesen Frieden?

Die Maschinen unserer Firma helfen, den größten Staudamm von Myanmar zu bauen. Ich durfte auf der Baustelle auch den stellvertretenden Energieminister kennen lernen und mich eine Weile mit ihm unterhalten. Tausende von Menschen werden davon profitieren, dass mehr elektrische Energie zur Verfügung stehen wird. Über die politische Situation in Myanmar möchte ich nicht nachdenken, weil ich nur wenig Information dazu habe. Es ist ein armes Land, das von wenigen Mächtigen regiert wird. Nur einen Hinweis möchte ich geben: Als Kolonialmacht vertrieb im 19. Jahrhundert

das britische Königreich den amtierenden König. Als die Briten dann nach etwa 100 Jahren (1948) Burma in die Unabhängigkeit entließen, übernahm eine Militärjunta die Regierungsgewalt und wehrt sich seitdem vehement gegen jegliche Demokratisierung.

Auch Myanmar war leider von der Tsunami-Katastrophe betroffen, wie sehr, ist nicht genau bekannt, die Regierung ließ keine fremden Hilfskräfte ins Land. Die Burmesen sind ein stolzes Volk. Viele Jahre waren sie immer wieder mit ihren thailändischen Nachbarn in Kriege verwickelt, die Briten wurden erbittert bekämpft. Aus dieser Zeit stammt auch der Name Myan-mar: stark und schnell, die Haupteigenschaften der Burmesen. Mit unglaublichen Gewaltmärschen verlagerten sie ihre Truppen blitzschnell und brachten so die britischen Besatzer in arge Bedrängnis.

*The moment lasts forever
At least it does for me
Caught between what happened
And what could never be*

*Dieser Moment dauert ewig
Wenigsten für mich
Gefangen zwischen dem, was geschah
Und dem, was niemals sein wird*

Es ist schon erstaunlich, wie sich das eigene Leben verändert: Kindheit Jugendzeit, Ausbildung, Berufsleben, Familiengründung, Verlust der Eltern, nur um selbst an deren Stelle zu treten, um unbekannte Aufgaben zu erfüllen. Pläne, Erwartungen, Hoffnungen werden entworfen, weniger gelebt und öfters wieder

aufgegeben oder zerplatzen wie Luftballons. Das Leben ist eine riesige, sich immer bewegende, brodelnde Masse. Es geht auf und ab, mal langsam und beschaulich, doch manchmal auch rasant und pfeilschnell. Völlig unverhofft vollzieht unser Leben radikale Richtungsänderungen oder schlägt Haken. Mit jeder Erfahrung lernen wir mehr und wissen doch nicht, wohin unsere Reise geht.

Einzig die Liebe bleibt bestehen. – Wir sind nicht so hilflos dem Leben gegenüber wie wir, auf jeden Fall ich, manchmal denken. Denn Jesus gab uns das Doppelgebot der Liebe: Du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, von ganzer Seele und von ganzem Gemüte und deinen Nächsten wie dich selbst.

Erst im Lauf der Zeit, nach vielen Reisen in über 50 Länder der Erde, nach vielen Tiefschlägen und etlichen Höhepunkten in meinem Leben, ist mir die Bedeutung dieser Verse so langsam bewusst geworden.

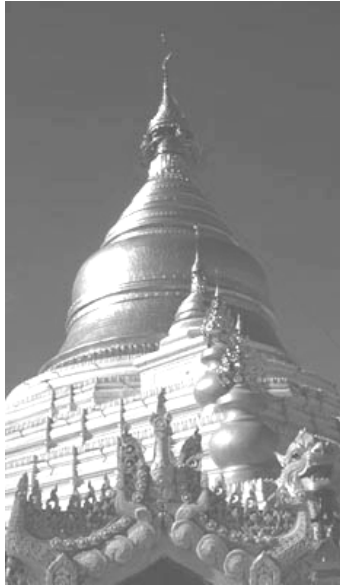
So oft wie möglich versuche ich auf meinen Reisen, die vielen Städte und Landschaften allein zu Fuß zu erspüren und zu erleben. Jeder Ort hat seine eigene, individuelle Ausstrahlung. Sind es einige Schritte in der Libyschen Wüste, das quirlige Leben im aufstrebenden Shanghai oder auch das beeindruckende Gespräch mit einem alten pensionierten UNO-Mitarbeiter in seinem Weinberg in Jordanien – alle hinterlassen ihre Spuren in meinem Gedächtnis und in meinen Gefühlen. Doch fast an jedem Ort, den ich besuchen durfte, ist der Herzschlag dieser gewaltigen Schöpfung

spürbar, bei der wir selbst nur einen so winzigen Teil einnehmen. Obwohl ich nur ein einzelnes Sandkorn bin, zusammen mit all den anderen Sandkörnern bilden wir doch eine unglaubliche Einheit, sind wir Teil eines uns unbekanntes Ganzen, das so groß und unbegreiflich für uns ist, dass wir es nur mit »göttlicher Macht« bezeichnen können. Für mich sind diese Spaziergänge unglaublich wichtig. Sie lassen mich spüren, dass ich lebe, dass ich ein individuelles denkendes Geschöpf bin, das sich im Grunde durch nichts von den anderen um mich herum unterscheidet. Sicher sind wir in verschiedener Umgebung aufgewachsen, sprechen andere Sprachen, haben verschiedene Ausbildungen, doch wir sind alle Geschöpfe Gottes. Alle nach der gleichen Idee geformt, wie Platon es ausdrückt.

Ich kann mich akzeptieren, so wie ich bin, denn ich wurde nach der ursprünglichen Idee unseres Schöpfers gestaltet, genauso wie mein Gegenüber. Ich bin dankbar dafür, dass ich leben darf, so wie ich lebe, und da wir vom gleichen Schöpfer gestaltet wurden, kann ich auch meinen Gegenüber wie einen Bruder oder eine Schwester lieben.

Wir können uns nicht aus dieser Umklammerung aus Erziehung, Erfahrung und eigener Veranlagung einerseits und

Wünschen, Zielen, Träumen andererseits lösen. Aber ich kann an Stelle des Wortes »Umklammerung« auch das Wort »Geborgenheit« setzen. Egal was wir denken, fühlen und wünschen, wir sind geborgen in den Armen unseres Schöpfers,



wie in den Armen einer liebenden Mutter oder eines liebenden Vaters. Erinnern wir uns doch an das Gefühl, als uns unsere Eltern in einem sehr schönen Augenblick in den Arm nahmen. In diesem Moment war unsere Welt perfekt. Alles Böse und Schlechte war außerhalb dieser uns schützenden Arme, unsägliche Liebe durchströmte uns, wir bekamen einen Eindruck des

Reiches Gottes. Dabei ist es schon lange in uns, wir müssen es nur erkennen und dann werden lassen.

Vielleicht ist jeder von uns auf dem Weg zu »seinem« persönlichen Mandalay, auf einem ihm unbekanntem Weg. Wir haben Geschichten und Sagen darüber gehört, doch bleibt uns unser Ziel stets verborgen. Unzählige Stimmen und Verlockungen sagen, dass wir innehalten und verweilen sollen. Zweifel an unserem Weg begleiten uns unentwegt. Doch die Welt dreht sich endlos weiter, und eine uns unbekanntes Kraft zieht uns vorwärts. Sie zieht uns weiter auf unserem Weg nach Mandalay. *Rolf Hänel*